

(Nachdruck verboten.)

2) Der Arzt.

Von N. Falejew. Deutsch von Werner Peter Varsen.

„Befehle?!“ Der Arzt durchmaß das Zimmer. „Wenn ich Ihnen aber sage, offiziell sage, daß er dem Gericht nicht beizuhelfen kann? Wenn ich eine Meldung einreiche? Was dann?“

„Ach . . .“ brummte der Hauptmann. „Was heißt da Meldung . . . Komisch! Sie haben überhaupt kein Recht, zu wissen, daß das Gericht stattfindet. Das Schriftstück ist, wie Sie sehen, vertraulich. Darüber steht es: vertraulich. Sie werden doch nicht aus unserem, nun . . . privaten, inoffiziellen Gespräch einen Skandal machen?“

Der Arzt fuhr fort umherzuwandern. Manchmal machte er am Fenster Halt, rieb sich die Stirn und schwieg.

„Man soll sich nicht aufregen,“ sagte der Hauptmann. „Man soll sich nicht . . . Was kann man denn tun?“

„Ich möchte nur . . .“ sagte der Arzt und sah über die Brille. „ . . . möchte nur wissen, zu welchem Gericht Sie ihn schleppen wollen? Er kann sich ja nicht mal rühren . . .“

„Ei, wie unachtsam! Was steht hier unten? Das Gericht wird im Gefängnis tagen.“ Man braucht ihn also nirgends hinzuschleppen . . . Ich denke sogar in seiner Zelle, ah? Es geht doch? Um so mehr, als es das Feldgericht ist . . .“

Beide schwiegen.

„Alles —?“ fragte der Arzt.

„Alles!“

„Und man wird ihn richten?“

„Nun, gewiß!“

„Wir brauchen ihn also nicht zu pflegen?“

„Wozu pflegen?“

Der Arzt schritt hinaus. Hinter sich hörte er den Hauptmann sagen:

„Eine schwere Zeit! Eine fatale Zeit! . . .“

6.

Der Arzt blieb stehen. Er erinnerte sich, daß die Gefangenen auf ihn warteten, daß viele ein Attest wollten. So ganz in der Nähe des Gefängnisses empfand er plötzlich das Grauen des nahenden Todes, und es durchschauerte ihn. Die zwei Flecken unter den Augen, die zerknüllte Binde, — das alles war ganz nahe, nur wenige Schritte entfernt . . .

„Väterchen! . . . Väterchen Johann! . . .“ rief der Arzt.

„Gehen Sie ins Gefängnis? Kommen Sie . . .“

Väterchen Johann — ein junger Mensch in einem weiten Mantel — blieb stehen, nahm die Mütze ab und glück mit den langen Priesterhaaren einer großen plumpen Frau.

„Ins Gefängnis!“ sagte er. „Ein Gefangener hat meiner Frau ein Plättchen gemacht. Sie schickt mich nun nachzugehen . . .“

„Das ist sehr gut,“ sagte der Arzt. „Wir wollen zusammen gehen. Ich brauche dringend Ihre Hilfe . . .“

„Nämlich?“

„Kommen Sie!“ Sie werden selbst sehen . . . Wissen Sie's denn nicht? Gestern haben sie einen eingeliefert, der . . . Haben Sie nicht die Morgenzeitung gelesen?“

„Wir sind erst um vier ins Bett gekommen. Ich habe acht Rubel verspielt . . . Meine Frau schimpft . . .“

Er lachte.

„So, so . . . Ja, also ich sage, man hat einen jungen Menschen gebracht . . . Und morgen wird man hier — verstehen Sie, Väterchen? — sozusagen vor unseren Fenstern . . .“

Der Arzt beugte sich zum Ohr des Priesters und flüsterte etwas. Der blieb stehen, zog die Hände aus den Taschen und ließ sie herabhängen. Ueber sein Gesicht flog ein Zug des Entsetzens.

„Gott, erbarme dich! Hier?!“

„Ich komme soeben vom Direktor . . .“

„Dann ist es vielleicht derselbe, der die Bombe geschleudert hat —“

„Ja, ganz verstümmelt ist er. Der Hals — lauter Wunden und an der Hand ist der Knochen bloßgelegt. Alles abgesetzt. In einer Droschke haben sie ihn gebracht.“

Der Priester nahm die Mütze ab, bekreuzte sich und setzte sie wieder auf.

„Wir müssen zusammenwirken,“ fuhr der Arzt fort. „Es durchsehen, daß das Gericht vertagt wird . . . bis er wieder hergestellt ist . . . Ja, bis zur Wiederherstellung . . .“

„Wozu denn?“ fragte der Priester. „Was kann ich ausrichten, wenn schon alles beschlossen ist? Und Sie . . . Wie kann man sich denn so über Menschen lustig machen?! Sie erst pflegen und dann —“

Er winkte heftig ab.

„Nun gehe ich auch nicht nach dem Plättchen! Nun gehe ich nach Hause.“

„Väterchen! So warten Sie doch . . . Ist denn das christlich?“

„Wie —?“

Der Priester blieb stehen, seine Augen blinnten, und für einen Augenblick schien es dem Arzt, als wolle er auf ihn einschlagen. Die Furcht entstellte das Gesicht des Priesters und er wollte sie nicht verbergen, weder vor dem Arzt, noch vor sonst jemandem auf der Welt.

„Ich erkläre Ihnen . . . ich will Ihnen nur erklären . . .“ flüsterte der Arzt. „Wir reichen die Meldung zusammen ein, Sie — als Geistlicher, ich — als Arzt. Eine einfache Meldung . . . Dann können sie ihn nicht aburteilen und . . .“

Der Priester duckte sich, blickte sich um, starrte in das Gesicht des Arztes und flüsterte:

„Sie sind toll!“

Hastend und stolpernd eilte er heim. Der Arzt sah ihm nach, sah über den Hof, wo die Mäntel der Soldaten dunkelten — graue Gesichter — graue Gewehre — alles grau wie der Himmel darüber

„Soldaten? Wozu?“

Niemand antwortete. Die Mäntel stampften vorbei, jemand kommandierte „Halt!“, dann „Richtet Euch!“ — und die grauen Gesichter wandten sich dem Arzt drohend zu . . .

7.

Die Kanzlei war vollgespien und vollgeraucht. Die Schreibmaschine prasselte, als stürzten Erbsen aus ihr hervor, die Luft war grau von Ausdünstungen und Atem.

„Die Meldung reiche ich doch ein . . . Ich reiche sie eben alleine ein . . .“ dachte der Arzt. „Wie dem auch sei . . .“

Der Beamte begrüßte den Arzt nachlässig und schrieb weiter. Der Arzt ließ die Blicke über den Tisch schweifen und fand ein Stück Papier.

„Haben Sie ein Linienblatt?“

„Ich habe wirklich keine Zeit,“ sagte der Beamte ärgerlich, aber mit einem Lächeln. „Erromow, ein Linienblatt für den Herrn Doktor!“

„Sofort!“

Der Doktor setzte sich an den Tisch. Die Maschine hörte plötzlich zu klappern auf. Es wurde still, und diese plötzliche Stille durchschnitt die Stimme des Beamten:

„Daß der Teufel Dich hole! Habe ich nicht gesagt, Dir nicht erklärt . . .“

„Ganz, wie Sie befohlen haben,“ antwortete der Schreiber. „So habe ich es gemacht . . .“

„Habe ich Dir gesagt, nicht so?!“ Der Beamte zerriß das Papier. „Noch einmal schreiben!“

„Das dritte Mal!“ brummte der Schreiber.

„Hundertmal wirst Du es schreiben!“ schrie der Beamte.

„Euch Eitel will ich lehren! Ihr habt lange nicht im Arrest gefessen, geht auf Urlaub, lest Bücher . . . Macht Euch heraus, beschneidet die Nägel, aber ein einfaches Papier schreiben — bah! Schreib . . .“

Der Arzt hörte nicht zu: er sah vor einem Bogen Papier und sah zu seiner Schande, daß seine Hände zitterten und er nicht den einfachsten Gedanken zustande brachte.

„Schlimm!“ dachte er. Er hob die Augen und sah vor sich das Gesicht des Beamten und seinen bärtigen Mund, der sich eigentümlich verzog.

„Fertig? Also weiter . . . Schreib: „Ich ersuche die Direktion um Zusendung . . .“ Rein, wartel „um Zustellung . . .“ „Ich ersuche die Direktion um Zustellung . . .“

„Fertig?“

„Fertig.“
 „Nun . . . Weiter: „in das Gefängnis . . .“ „um Zu-
 stellung eines einfachen . . . Sarges . . .“ „Fertig?“
 Der Arzt horchte auf. Ein Schauer überlief ihn, seine
 Mühe glitt ihm aus den Händen und fiel zu Boden.
 „. . . eines einfachen Sarges . . . in einer Länge von
 zwei Ellen drei Zentimetern . . .“

„Wozu einen Sarg?“ fragte der Arzt. „Und warum
 gerade zwei Ellen drei Zentimeter? Wer hat denn das Maß
 genommen?“

Der Schreiber sah auf. „Das weiß ich nicht. Er ist für
 einen Verstorbenen.“

„Ja,“ sagte der Beamte „Nummer 2011. Aber Sie
 müssen entschuldigen: die Kanzlei hat momentan keine Zeit!
 Gib her!“

Der Arzt stand schweigend da und folgte dem Papier, das
 von Hand zu Hand ging, unterschrieben und registriert wurde,
 bis es endlich wieder zu dem Schreiber zurückkam . . .

8.

Der Hauptmann rief den Arzt an.
 „Kommen Sie mit in die Küche! Wir wollen die Kost-
 probe nehmen. Wie man für die Gesellschaft kocht . . .“

Er nahm den Arzt beim Arm und zog ihn hinaus in die
 winterliche Stille.

„Regen Sie sich noch immer auf? Es lohnt sich wirklich
 nicht, mein Lieber! Es lohnt sich nicht . . . Es gibt nun mal
 keinen Ausweg, kein Mittel . . . Aber ich will Ihnen ver-
 raten . . .“

Der Hauptmann beugte sich zum Ohr des Arztes.
 „Unter strengster Verschwiegenheit: die Verhandlung ist
 verlegt. Auf heute verlegt, heute Nacht . . . Halten Sie
 sich bereit!“

„Ich bin bereit!“
 „Nicht das! Sie werden der Vollstreckung beizuhelfen
 müssen . . . von Amts wegen . . .“

„Wa-as?“
 „Es ist peinlich. Das weiß ich. Aber was kann man
 tun? Der Dienst. Sich fügen heißt es! Sie können sich ja
 auf das Allermindeste beschränken, auf die einfache Anwesen-
 heit. Sie brauchen ja nicht hinzusehen . . .“

„Um keinen Preis!“
 Die Augen des Arztes erglühten, sein Mund verzerrte
 sich. Zwischen ihn und den Hauptmann trat plötzlich noch ein
 Dritter, ein grauer Unbekannter. Sie sahen sich an, aber
 sie sahen nur den Dritten.

„Um keinen Preis!“ flüsterte der Arzt.
 „Sie werden kommen!“ antwortete der Hauptmann.
 „Sie können mich nicht zwingen!“
 „Der Dienst! Sie werden kommen!“
 „Nein! sage ich . . .“

Etwas im Gesicht des Hauptmanns zuckte, er kniff die
 Augen zusammen, an den Mundwinkeln erschien Speichel.

„Ich sage Ihnen: ja! Genug der Dummheiten! Wie
 ein Junge! Ueberlegen Sie doch: Sie haben Familie . . .“
 Der Arzt fuhr zusammen.

„Familie?! Aber, wenn ich doch nicht kann . . .“
 „Das ist Dienstverweigerung! Ich bin verpflichtet, Sie
 zu melden . . . Wohin wollen Sie dann?“

Der Hauptmann nahm den Arzt wiederum beim Arm.
 Der Arzt schwieg. Vor seinen Augen flimmerten blaue
 Punkte, seine Hände wurden feucht und kalt, aber er hatte
 nicht die Kraft sich aufzuraffen. Sie kamen in die Küche.

„Sehen Sie! Sehen Sie rechts!“
 Der Arzt hob die Augen und sah ein feistes Gesicht, einen
 wuchtigen Nacken, einen dicken grinsenden Mund.

„Man hat einen Sträfling geschickt.“
 „Sträfling? Ach ja, ich weiß . . .“
 „Für heute . . .“
 „Für heute? Ach . . .!“

Es wurde dunkel und leer im Hirn. Der Arzt wollte
 etwas sagen, etwas hinausschreien mit dröhnender Stimme,
 aber die Zunge gehorchte nicht, trocknete an, die Hände ballten
 sich und die Nägel drangen in sie ein. Alles drehte sich, be-
 gann zu tanzen, die Zähne schlugen aufeinander . . .

Man führte ihn hinaus. Es roch nach Frost . . .
 Ein starker Mensch führte ihn höflich und sorgsam am

Arm: er sah ihn an — ein feistes Gesicht, ein wuchtigen
 Nacken, — ein Grinsen. —

„Weg! . . .“
 Der Arzt lief heim. Man hörte ihn in seinem Zimmer
 auf- und abgehen. Er fluchte . . .

9.

Nachts wußte das ganze Gefängnis bereits, daß das
 Feldgericht getagt und Nummer 201 verurteilt hatte: zum
 Tode durch den Strang. Der Arzt erfuhr es durch den
 Feldscher, der verstört in seine Wohnung stürmte und statt
 der Meldung laut aufschluchzte.

Aus den Tränen des Feldschers, aus der Stille, die über
 dem Gefängnis lag, verstand der Doktor alles und trat in
 eine dunkle Ecke des Zimmers.

„Er schwieg,“ erzählte der Feldscher, „schwieg die ganze
 Zeit. Kein Wort . . . Sie sagen aus Verstocktheit: er ist
 verstockt, darum will er nicht gestehen. Und er . . ., er hat
 doch schon Blutvergiftung!“

Der Arzt schrie auf, so freudig, daß der Feldscher ihn
 ansah und zu schluchzen aufhörte. Er sah: der Arzt war
 froh, unglaublich froh . . .

„Woher weißt Du es? Bestimmt? Hast Du es ge-
 sehen? So sprich doch!“

Er fürchtete, der Feldscher könne sich geirrt haben.

„Nun —?“
 Der Feldscher schüttelte den Kopf.

„Wie soll man denn das nicht sehen? Wenn schon der
 Brand . . .“

„So . . .“ sagte der Arzt. Er ballte die Hände. „Sehr
 gut! Und bewußtlos?“

„Er lag mit offenen Augen, aber ohne Verständnis,
 Phantasierte und sprach, stöhnte . . .“

Er sah sich um, er sah durch das Fenster, hinter dem die
 Nacht war.

„Unheimlich!“ sagte er und zog die Schultern zusammen.
 „Unheimlich? O, gar nicht! So soll es gerade sein!“

Der Arzt überflog mit fiebernden Augen die Sachen
 ringsum, beugte sich zu dem Feldscher, packte ihn bei den
 Schultern und flüsterte zusammenhanglose Worte, von denen
 nur die wenigsten verständlich waren.

„Es ist nicht unheimlich . . .“ mein Wort darauf . . .
 Es ist gut . . . Ich habe nicht gehofft, daß es sobald kommen
 würde . . . Hast Du Dich auch nicht geirrt?“

Der Feldscher zitterte am ganzen Leibe und wandte kein
 Auge vom Arzt.

„Was siehst Du mich an? Glaubst Du es nicht? Warte,
 Du sollst sehen, sollt sehen . . . Wir werden über sie lachen

. . . lange lachen . . . So werden wir lachen!“
 Der Arzt lachte gellend auf, und dem Feldscher ward
 ängstlich zu Mute in dem kalten, kalten Zimmer.

„Kann ich gehen?“
 „Nein, wir werden zusammengehen. Wir wollen dabei
 sein. Ich komme schon . . .“

Der Arzt warf den Mantel um und schritt zur Tür.

10.

Sie stiegen die Treppe hinab. — Es war finster und kalt.
 Der Schneesturm pochte an die Mauern, tanzte um eine ein-
 same Laterne, blies sie aus und flog weiter. Der Schnee-
 sturm wirbelte daher, hoch mit tausend Nadeln, webte
 Leichentücher und breitete sie aus . . .

Sie schritten schweigend, ohne einander zu sehen. Sie
 schritten auf ein Licht zu, betasteten die Mauer und bogen
 ein.

Der Arzt blieb stehen. Der Feldscher bemerkte es nicht
 und stieß mit ihm zusammen. Beide horchten.

„Was ist das?“
 „Ich weiß nicht . . .“

„Hörst Du denn nichts?“
 „Ich höre klopfen.“

„Wo?“
 „Hinter der Ecke . . .“

„Beim Schuppen?“
 „Ja . . .“

Sie schwiegen einen Augenblick, wollten weitergehen und
 konnten nicht.

„Sie haben . . . Holz . . .“
 „Nein! . . .“

Sie wagten nicht sich zu rühren. Vor ihnen, um die
 blinkende Laterne, tanzten unaufhörlich die Floden.

„Das sind sie! . . .“ flüsterte der Arzt.

*) In Rußland werden Sträflinge zur Vollstreckung des Todes-
 urteils an politischen Gefangenen (oft für hohe Summen) ge-
 dungen. Der Ueberf.

„Wer —?“
 „Ich weiß, warum sie klopfen, sie . . .“
 „Herr Doktor . . .“
 „Ich . . . hör . . . Sie bauen ihn des Nachts, damit
 niemand es sieht . . . Da —“
 (Schluß folgt.)

Lyrische Bücher.

II.

Ein wichtiges Kapitel der Lyrik unserer Tage ist der durchwirkende Einfluß Walt Whitmans, des weltleben-schauenden Dichters der Demokratie, in dem alles von siegführender Wucht und von Glauben an Menschenallmacht tönt und in dessen Lyrik alle herkömmlichen rhythmischen Fesseln zerprengt sind, so daß das stärkste, aus großer Massenbewegung des Volkes heraussteigende Bewußtsein der Kraft Raum hat, sich frei mit gewaltigen Schritten zu ergehen. Die Erinnerung an Whitman wird lebhaft durch Gustav Gumpers Buch *Die Brücke Europas* geweckt, dessen erster Teil in Schlußbänden bei W. Schäfer erschienen ist. Dieser schweizerische Dichter, der seinem Vaterlande ein hymnisches Buch widmet, das nicht nur die Schönheiten der Schweiz preisen, sondern auch die besten Kräfte ihrer Menschen wecken will, hat ganz den kraftbewußten Ton Whitmans. Er hat sein rednerisches Pathos und die Blut seiner menschensorglichen neuen Sittlichkeit leuchtet aus seinem Geiste. Seine Vaterlandsliebe ist Vaterlandsvertrauen, und Selbstvertrauen gilt ihm als der beste Schutz gegen Sklaverei. Ein wenig streift wohl einmal seine patriotische Begeisterung an Chauvinismus heran, aber gemessenes Zurückhalten unmittelbar neben solchem Ueberchwang söhnt schnell wieder mit dem Buche aus. Sozialistischen Gedanken ist es fern, vom Kampf des Proletariats weiß es nichts — vielleicht spricht ein zweiter Band der *Brücke Europas* davon — aber dankbar ist es auch dem Arbeiter als dem Wirtshaus der Werke väterländischer Herrlichkeit, als dem Schöpfer „muthvoller Schönheit“, die zum idealen Gut des Volkes wird. Er ruft sein Willkommen jeder Verbesserung der Lage der Arbeiter „aus menschlich gerechtfertigten Gründen“, und wünscht und verlangt sie. In die dröhnende, eiserne, dampfende Arbeit schaut sein Auge und er ruft:

„Arbeiter, Männer, Vurschen, Frauen, Mädchen, behahrt Stolz in einer harten, so oft auch trostlos eintönigen Arbeit! „Habt Ihr nur Selbstachtung, so habt Ihr auch Disziplin.“ Ein Hohelied der Schönheit soll das Leben in Vaterlande werden; „Singt es, malt es, haut es in Stein . . .! Errichtets in Gesinnung, in Charakter; in Gebäuden, in Brücken, in Bahnen; erfindets in Maschinen! Was Ihr auch wollt: Mit Schöpferischem preiset die Schöpfung! Ihr Jünglinge, durch Eroberung des Gedankens, . . . du Bauer, im Säen und Ernten, . . . ihr Eltern, im Zeugen, Gebären, Erziehen! . . . Arbeiter, in einer würdigen Tätigkeit eurer Vereine! Ihr versteht: Alle sollen eblen Ausdruck geben jedweden Verufe, so steht das Vaterland im Zeichen der Schönheit.“ Sonderbar ist, wie wenig in seinem Liede die Frauen und Mädchen bedeuten. Die erstaunliche Kunst Whitmans, das hundertfältig Einzelne in der Fülle zu sehen und plastisch nebeneinander sichtbar werden zu lassen, ist Gumpers in solchem Umfange nicht eigen. Vielleicht wachsen die weiteren Hymnen noch über das erste Hundert empor. Sein Ziel scheint zu sein, nach der Volkseidgenossenschaft die Völkereidgenossenschaft freudig zu verkünden. Hoffentlich hat ihm alsdann die Gefahr nichts an, in ein äußerliches Pathos zu verfallen. Es gibt auch einen kosmopolitischen Gurratriotismus.

Ein Versbuch, das auf dem äußeren Titelblatt ein Schiff zeigt, dem der Wind in allen Segeln fñt, hat Otto Krille erscheinen lassen. Es ist sein drittes Versbuch, und er nennt es *Neue Fahrt* (Joh. Cassenbach Verlag, Berlin). Von Titel und Umschlagbild erwartet der Leser einen Inhalt, voll brausend vorwärts drängenden Lebens, aber dieser Erwartung gibt das Buch nicht recht. Es beginnt zwar mit hellen Frühlingssankaren, aber dann ziehen viel herblichere Fäden über das Laub, enttäuschendes Vergehen und wehmütiges Zurückschauen fñllt viele Blätter. Die Gedichte sind aber auch ungleich und widerprüchlich, von pessimistischer Gedrücktheit, die geradezu nur den Schmerz des Lebens Wahrheit bergen läßt, reichen sich hinüber zu Stimmungen voll aufrechter Festigkeit, die ein helleres Ziel sehen:

Mit allem Leid des Lebens tief verwandt,
 Geh ich, der Luft die Pfade zu bereiten.
 Mein ist von allem nur der Stunde Glanz,
 Und alles Glüd der Erde liegt im Schreiten.

Die Aufforderung dieses so verschiednen gearteten Stimmungsinhalts ist nicht gut geraten; sie gibt kein klares Bild, bringt weniger Wesentliches in den Vordergrund und schadet dem Eindruck des Buches sehr. So gehen auch die Hollenbergschen Bilder nicht in dem Buche auf: die von Bergeshöhe aus gesehenen baumigen Landschaften mit ruhenden großen Abendshatten, zwei schöne Zeichnungen, die das Herz freimachen, weil sie dem Auge eine weite Ueberschaue geben. Von innerem Ringen und Reifen zeugt das Buch. Wohl haßt es aus in proletarischen Klängen, Gedichten an die Arbeiterjugend und vom Moskauer Aufstand, die stark Aufruflyrik sind

aber der Charakter des Buchs empfängt von diesen Stücken, die bloß angehängt scheinen, keinen wesentlichen Zug. Ein Merkmal der dichterischen Art Krilles, wie sie sich hier zeigt, ist, daß sie im Verlust und Schmerz Besseres gibt als in Augenblicken frohen Genießens. Die Liebesgedichte sagen nicht so Bedeutungsvolles aus, daß andere Menschen davon wissen müßten. Schönes wirkt aber aus Gedichten wie Im Waldesfrieden, Totenfest, Auf ein Grab. Als ein gutes Zeichen wollen wir's nehmen, daß die deutsche Arbeiterdichtung so schön und lebensernst auffrischende Poesie hervorbringt. Ein Binl noch: oft wird der Dichter störend als Dichtender sichtbar, der sich das Wesen einer Erscheinung durch den Vergleich klarzumachen sucht; aber der Vergleich geschieht un-künstlerisch und ein Aufgehen in dem Gleichnis ist nicht möglich, weil der Dichter nicht darin aufging: wir sehen ihn gleichsam noch an der Arbeit, das Gedicht steckt noch im ersten Stadium, soll erst noch fertig werden. Das winzige Vergleichswörterlein „wie“ ist ein recht kunstfeindliches Ding; es macht dem Hörer das Aufgehen im Gedicht unmöglich, weist ihm die Arbeit zu, die der Dichter leisten muß, und verfehrt dem Dichter den Weg zum inneren Reichtum des Vergleichsbildes.

Ein Dichter mit fester, bestimmter Art zu schauen und zu geben ist Levin Ludwig Schüding. Seine Gedichte schaffen Gelassenheit, Bilder auszugenießen. Viel rednerisch geformtes Besonnenes kennzeichnet seine Art, aber es drängt sich nicht anspruchsvoll und lehrmeisterlich vor. Von kräftigen Nerven und bodensicherem Fuß zeugt der Band *Lieder und Balladen* (Egon Fleischel u. Co., Berlin). Das Leben wird mit festem Griff genommen und genossen, und hinein klingt der Ton: „Dem Leben muß ein jeder viel vergeben“. Pilante Augenfreuden hüchen vorbei: Glühen aus Paris, spanische Schuß, trappelnde Reiterherde. Der Weltstadt-Boulevard und der Münsterische Karneval tauchen heraus, ein übermütiges Dubenslied von rheinischer Fröhlichkeit tollt vorüber. Die rednerische Art wird Wucht in der Ballade. Schüding schreibt gute Milieuballaden. Jede Zeile ist Bild und Vorgang und gibt der Stimmung des Stoffes ein neues Moment, eine Farbe, ein geschichtliches Merkmal, einen scharfen Zug seelischen Lebens. Von schweren Schicksalen sagen die Balladen. Sie sind Geschehen und Erleben in eins. In zwei Balladen tritt Johann Volkejohn von Lehden aus dem Dunkel, und stark ist die Geschichte von Berner Buch, in der die Schreden von 1812 lebendig werden.

Das schmale Bändchen „Gedichte“, das Felix Braun im Verlage von Haupt u. Hammon in Leipzig erscheinen ließ, zeugt von Jugend, der viel ästhetisches Feingefühl eigen ist. Viel pathetische Getragenheit des Ausdrucks, eine lästige Last Weltgram und elegische Mienen — an diesen bekannten Merkmalen junger Jahre fehlt's nicht. Zutwilen trifft den Leser ein schlichter Ausdruck von tiefer Herzlichkeit, der erstaunt aufhorchen macht; wobei aber nicht eigentlich die Lieder gemeint sind, über die der Dichter den Vermerk setzt: „Dem Volksliede sich nähernd“. Die Sprache hat hingebende Wärme und ist oft in gleitender Bewegung, die an Hoffmannsthal erinnert. Aber unter der schönen Hülle pulsiert kein bedeutendes Leben: als Ganzes quellen die Gedichte nicht aus einem einzigen starken Gefühl, das durchaus Gedicht werden wollte und nun in jeder Zeile davon zeugt. Der Dichter steht wohl noch am Eingang zur Welt und nährt sein Dichten vorab mehr nur aus sinnendem Traum als aus leibhaftigem Schauen. Innerlich lebendiger und mehr eigengeschaute wirken die beiden Lieder vom verlorenen Sohn. Sie haben Greifbares, auch die Art, wie das Lied von der Schlacht am Morgarten stürmisch einsetzt, und bedeuten mehr als die Gedichte an Friederike Brion, Iphigenie, Kleist, Franziska de Rimini, Poesien, die schönem, aber totem Marmor gleichen, über den feierlich gewählte Wortklanglichter hinschmelzen.

Die Gedichte von Wilhelm Arminius, die in Alexander Dunders Verlag in Berlin in zweiter Auflage erschienen sind, sind in Stoff und Form typische Familienblatt-Lyrik und Familienblatt-Balladen. Ein glattes Versespiel tut sich auf, alles ist sauber geremmt und gesetzt und durchgeseilt, aber die einzelne Zeilenschönheit erhöht sich nicht durch Strophenschönheit, die aus der Einheit des Bildes entspringt, und die Pointen sind allzusehr eronnen, so daß sie nun außen bleiben, als hätte alles Uebrige im Gedicht nichts mit ihnen gemein. Viel Wandern durch Wald und Feld mit einzelnen hübschen Beobachtungen ist in dem Buche, viel Freude am Niederschreiben halbzender Auerhähne, die nun um ihr Los beneidet werden, aber der menschliche Inhalt ist recht bedeutungslos. Kein tieferes Gefühlsleben ist in Arminius, und er predigt gerührt die graufame Weisheit: „Hab' nur die Sehnsucht erst begraben, dann bist du Herr der Manneskraft.“ Trotzdem: zweite Auflage. Und bei einem Preise von fünf Mark für den Band. Bei Mag Geißler, der seine Gedichte bei L. Staackmann, Leipzig, erscheinen läßt, zeigt sich viel mehr Strophenschönheit als bei Arminius, viel mehr frischer, kecker Mutgang, aber der Inhalt der Gedichte bleibt hinter dieser Frische zurück. Er ist einer, der tüchtig und hell drein blickend drauflos schreitet, aber was er trägt, lohnt eigentlich die aufgewandte Kraft nicht. Geißler hat viel kleine und große Schönheit in Wald und Wiese gesehen, aber nun wirkt alles so unerlebt hingezeichnet, ohne daß es den Schmelzprozeß durchgemacht hat, der das Ersehnte erst zum seelischen Eigentum macht und ihm pulsierendes Blut und Leben gibt. So fehlt die rhythmische Eigenart ganz und wie oft hat ganz augenfällig der Reim darüber bestimmt, von welchem Gedanken und Gefühl nun gesprochen werden soll. Einige hübsche kleine Lieder trifft man wohl an, aber wenn auf dem Umschlagstreifen steht: „Hier ist das deutsche Volkslied in seinen

Dichtungen zu neuem Leben erwacht", so ist das eine Irreführung, die man unwillig abweist. Die Unterhaltungsballaden am Schlusse des Bandes streifen stofflich ins Geichte, erzählen geschichtliche Anekdoten und sind durchaus ohne eigenes Erleben, das tiefer bewegen könnte. Die Gedichte sind als wohlfeile Volksausgabe erschienen. Wo hat das Volk noch solcher Ausgabe verlangt? Es liegt hier ein Mißbrauch des jugkräftigen Wortes vor, dem hoffentlich kein Glück beschieden ist.

Kunterbunt treibt heute die epigonische Dichterei in der Lyrik ihr Wesen. Das Berliner Moderne Verlagsbureau wirft die lyrischen Modernen gleich dugendweise in lilafarbene Hefen — Lila ist Modefarbe — auf den Markt. Man lernt in diesen Druckerzeugnissen den dichterhaft postierenden Dugendmenschen, und oft nur in seinen schlimmen Zügen kennen. Aber nicht bloß Nachtreter der Dichter von heute bringt uns der Tag in den Weg, auch uralteste, vor einem Jahrhundert schon grabreife Herren wirken noch nach. Sogar der alte Pfeffel. Wenigstens erinnert an ihn mehr als einmal der Dr. Jac. Adolph, von dem bei Karl Honneggen in Wien „Neue kleine Bilder aus dem Leben“ erschienen sind. Man hat's da zu tun mit einem bravbissigen Zeitmörzler von ehemals, einem moralstüchtigen Philister altwädreren Schlags, der das schlimme Jetzt gegen das bessere Einst abwägt, bisweilen mit hanebüchigen Kurzgeradem Wort auf den Tisch haut, oder auch mit fidelem Augenzwinkern hinter der Hornbrille, oder mächtig-ruhigem Baxton, der jeden Widerspruch ausschließt, klar ausspricht, was Wahrheit ist. Er „steckt Lichter an“ über das Leben, wie er sagt, ist in Liebesdingen voll Selbstironie, sagt's also den Zeitgenossen mal tüchtig, kommt aber schließlich bei der Mahnung an: Kinder, seid zufrieden, es könnte Euch noch schlechter geh'n. Eine Weile wirkt der alte Herr ganz amüsierlich, zum Beispiel mit solchem Spruch:

Gegen einen alten Fei
Sollst Du nie den Fuß erheben.
Denn er macht sich gleich zum Löwen,
Dem Du einen Tritt gegeben.

Und bisweilen fällt dann auch ein so tüchtiger Span wie der:

Nicht gar jubel fragen, nicht lang sich besinnen,
Am besten nichts sagen und munter beginnen.

Ja, sie haben sich auf brave Worte verstanden, diese tapferen Philister von altem Schrot und Korn, denen das Bewußtsein so schön abging, wie eng sie's eigentlich in der Welt haben wollten.

Ein Wächlein, das nach dem Titelblatt nicht als lyrisch, sondern als dramatisch gelten möchte, hat Leonhard Schrödel unter dem Titel Eva im Loischwitzer Verlage, Loischwitz-Dresden (Preis 60 Pf.) veröffentlicht. Eva, die Menschenmutter, spricht ihr Schicksal in zwanzig Monologen aus. Eva offenbart sich als erste Rebellenin, sie steht auf als Wortführerin der zum Marthrium verdamnten ersten Menschen, und sie macht nicht bloß Worte, sondern schreitet auch zur mächtigen Tat: sie erzieht ihr eigen Blut zum Rebellentum wider Gott, der das erste Menschenpaar erst sündig werden ließ und dann schwer strafe. Rauch und lieblos springt Eva mit Adam un, der sie einst, als er ihr „beschaulich und verwegene“ entgegnetrat, im Handumdrehen in seinen Arm brachte und der jetzt in ihren Augen bloß eine Menne ist, weil er dem Quäler Gott noch Danlopfers brennt und wie ein Knecht front. Eva rächt sich wild für alles Leid und Entbehren. Sie haßt Abel, weil er Gottes liebster Knecht ist und sein will, und reizt Kain zum Brudermorde auf, und sie triumphiert, daß sie die Tat als Menschenfieg in die Welt gebracht hat. Sie schreibt wuchtige Anklagen gegen Gott heraus, Jamben des knirschenden Ingrimms, und ihre But hat kein Ermatten. Man vermutet solche Entwicklung zu Anfang des Gedichtes nicht. Das Buch fängt harmlos-lustig an: wie Eva von ihrer ersten Begegnung mit Adam berichtet: „Ich lag im Grase längelang, wellfern und selbstvergessen.“ Aber der paradiesischen Liebeseligkeit folgt schnell die Rache des Herrn, und Eva knirscht:

Hat alles Schöntun nichts genügt,
Ihn konnte keine Bitte rühren.
Er hat uns schrecklich aufgemunt
Und hieß uns, unser Bündel schnüren.

Und weiter:

Er hat uns vor die Tür geschmissen —
Das Unausdenkliche geschah.

Man läßt noch, es ist aber schon bitterer Ernst, und man lieft willig weiter. Schrödel hat's hinter den Ohren. Zuletzt gehen Evas Deklamationen aber doch ein wenig zu wutreich in die Breite.

Wir haben den künstlerisch anspruchsvollen Roman und lassen daneben den Unterhaltungsrroman mit Eintagswert gelten. In gleichem Abstände etwa steht neben den Wächern starker lyrischer Kunst der Inhalt des ziemlich umfangreichen Bandes, den Armin L. Wegner mit der Aufschrift Zwischen zwei Städten (Berlin, Egon Fleischel u. Co.) erschienen ließ. Aber lyrische Bücher, die bloß Unterhaltungszwecke haben, werden nicht als notwendiger Besty angesehen, und wiederum hat Armin Wegner auch mehr als bloß unterhalten wollen. Es war ihm um die Spiegelung einer menschlichen Entwicklung zu tun, und er, nach dem Stil der Vorrede ein noch jugendlicher Mensch, hat zu diesem Zweck eine Menge Lyrik aller Art, dithyrambische, poetische Rhetorik, Balladen, Idyllen zusammengefügt. Aber wenn er ein Zurechtfinden aus den Wirrnissen, in die heute das äußere Leben einen Menschen stoßen

lann, schildern wollte, so ist er diesem Ziele wenig nahe gekommen. Er sieht eine Menge Dinge und schreibt mit virtuoser Gewandtheit Strophen realistischen Inhalts. Aber gebichtet ist das trotz aller fließenden Versfügigkeit nicht. Es bleibt äußeres Sehen, bleibt blutlos, ist kein Schauen in den quellenden Kern des Lebens. Man spürt, daß Wegner unter dem Einfluß von Lebensbildern Rilkenrons und anderer Poeten jüngerer Vergangenheit gestanden hat. Aber sie sind ihm nicht durchs Blut gegangen. Das Buch läßt überall fast, und nicht erst in den steppenhaften Boden der abschließenden Gedichte sagt man sich mit Ueberzeugung: Dieser hat nicht gekämpft, wie er uns glauben machen möchte.

Franz Diederich.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Eine Berufskrankheit der Vergleute. Die große Ausdehnung des Bergbaues in Deutschland und besonders im westfälischen Industriegebiet, hat die genauere Untersuchung einer recht häufigen, anscheinend tuberkulösen Erkrankung des Handrüdens bei den Vergleuten veranlaßt, die trotz ihres verhältnismäßig wenig bössartigen Charakters die größte Aufmerksamkeit verdient. Sanitätsrat Jahn in Dortmund hat dies Leiden zuerst als Tuberkuloses verrucofa und dann als Tuberkulid aufgefaßt und unterscheidet sich nunmehr in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ für die zweite Deutung. Die Art des Auftretens des Uebels auf der Streckseite der Finger und dem Handruden weist mit Sicherheit auf einen Zusammenhang mit dem Beruf der Arbeiter hin. Diese Stellen sind naturgemäß unaufhörlich kleinen Verletzungen durch herabbrödelnde Gesteinsstücken ausgesetzt, die tuberkulösen Keimen eine günstige Angriffsmöglichkeit bieten. Gleichzeitig kann sich der Kohlenstaub in diesen kleinen Rissen und Schrunden leicht festsetzen. Möglicherweise erfährt übrigens gerade durch diese innige Vermengung der tuberkulösen Giftstoffe mit dem desinfizierenden Kohlenstaub eine Abschwächung. Die Quelle der tuberkulösen Infektion ist wahrscheinlich meistens die betreffende Person selbst. Die beschwerliche und unbequeme Arbeit in den engen Gängen führt leicht dazu, daß beim Husten und Räuspern Speichel und Schleim, die tuberkulöse Keime enthalten, nicht mit dem Taschentuch, sondern einfach mit dem Handruden entfernt werden. Im allgemeinen machten die Befallenen in keiner Weise den Eindruck von Kranken. Sie waren im Gegenteil meist gesunde und kräftige Leute, mit Ausnahme von wenigen, die gleichzeitig an Lungentuberkulose litten. Bei weiterer Ausdehnung der Krankheit tritt allerdings Berufsunfähigkeit ein, doch ist ihr Verlauf im allgemeinen als verhältnismäßig gutartig zu bezeichnen. Ein Weitergreifen auf Muskel- und Knochengewebe findet nicht statt. Wenn auch die Beziehungen der Erkrankung zur Tuberkulose ganz unzweifelhafte sind, so ist ihr doch eine Sonderstellung zuzuschreiben. Sie ist eine echte Berufs- oder Gewerbeerkrankung, die allerdings erst durch das Eindringen des Tuberkulosegiftes in die durch die Arbeit verletzten Hautpartien zum Ausbruch gelangen kann. Gerade im rheinisch-westfälischen Industriebezirk zeigt sich eine besondere Neigung zu dieser Erkrankung, während aus anderen Kohlenrevieren keine entsprechenden Nachrichten vorliegen. Es wäre darum von Wichtigkeit zu ermitteln, ob auch anderwärts ähnliche Verhältnisse herrschen.

Technisches.

Die Zahl der Schiffe mit drahtloser Telegraphie. In einer vom „Elektrotechnischen Anzeiger“ veröffentlichten Statistik wird die Zahl der gegenwärtig mit Apparaten für drahtlose Telegraphie ausgerüsteten Schiffe auf 143 angegeben, was nicht gerade viel erscheint. Davon kommen auf die englische Handelsflotte 66 Fahrzeuge, eine Zahl, die von keinem anderen Lande erreicht wird. Dagegen stehen von einzelnen Schiffahrtsgesellschaften die Hamburg-Amerika-Linie mit 19 und der Norddeutsche Lloyd mit 17 Schiffen dieser Art weit voraus. Es folgt die Canadische Pacific-Eisenbahn-Gesellschaft, die 15 Fahrzeuge mit drahtloser Telegraphie ausgerüstet hat. Die beiden großen englischen Dampferlinien Cunard und White Star folgen erst mit 14 bzw. 12 Schiffen. Die Navigazione Generale Italiana hat 9, die französische Compagnie Generale Transatlantique 7, die englische Allan-Linie 6, der Italienische Lloyd, die Oesterreichisch-Amerikanische Linie und die belgische Ned Star Linie je 5 usw. Der Oesterreichische Lloyd hat bisher nur ein Fahrzeug mit drahtloser Telegraphie zu verzeichnen, und steht demnach an unterster Stelle. Zimmerhin fehlen in der Liste viele bedeutende Reedereien, in Deutschland z. B. alle mit Ausnahme der beiden genannten Schiffahrtsgesellschaften. Auf den nach den Vereinigten Staaten gerichteten Linien wird wohl schon in nächster Zeit eine bedeutende Steigerung in der Verbreitung der drahtlosen Telegraphie eintreten, da das amerikanische Parlament voraussichtlich ein Gesetz annehmen wird, wonach jedes Schiff, das für mehr als 50 Passagiere eingerichtet ist, falls es in amerikanischen Häfen verkehrt, Apparate für drahtlose Telegraphie haben muß. Es scheint wohl ohnehin unausschließlich, daß in einer nahen Zukunft jedes größere Schiff damit versehen sein wird.